

# Isabel Allende Das Geisterhaus

Roman



Suhrkamp

aus Angst, abgewiesen zu werden und lächerlich zu erscheinen. Ich war sehr stolz. Unter meinem Stolz habe ich mehr gelitten als andere.

Über ein halbes Jahrhundert ist inzwischen vergangen, aber der Augenblick, in dem Rosa die Schöne wie ein zerstreuter Engel in mein Leben trat und mir im Vorbeigehen die Seele stahl, ist tief in mein Gedächtnis eingegraben. Sie ging mit der Nana und einem anderen Mädchen, wahrscheinlich einer jüngeren Schwester. Ich glaube, sie trug ein fliederfarbenes Kleid, aber sicher weiß ich es nicht, weil ich für Frauenkleider kein Auge habe und weil sie so schön war, daß ich, selbst wenn sie ein Hermelincapè getragen hätte, doch nur ihr Gesicht hätte anschauen können. Ich gehöre nicht zu denen, die auf der Straße nur die Frauen sehen, aber ich hätte ein Brett vorm Kopf haben müssen, um diese Erscheinung nicht zu sehen, die Aufruhr hervorrief, wo sie ging und stand, und den Verkehr blockierte mit diesem unglaublichen grünen Haar, das wie ein Phantasiehut ihr Gesicht einrahmte, und mit ihrem Feengang, dieser Art sich zu bewegen, als ob sie schwebte. Sie ging an mir vorbei, ohne mich anzusehen, und betrat schwebend die Konditorei an der Plaza de Armas. Ich blieb wie betäubt draußen auf der Straße, während sie drinnen Anisbonbons kaufte, die sie eigenhändig aussuchte und unter Glöckchengelächter einen sich selbst, den anderen der Schwester in den Mund warf. Nicht nur ich war hypnotisiert, innerhalb weniger Minuten bildete sich ein Kreis von Männern, die durchs Schaufenster starrten. Da reagierte ich. Der Gedanke kam mir erst gar nicht, daß ich nicht im entferntesten der ideale Bewerber für dieses himmlische Mädchen war, da ich kein Vermögen hatte, nicht einmal ein hübscher Bursche war und meine Zukunft im ungewissen lag. Und ich kannte sie nicht! Aber ich war geblendet und beschloß im selben Augenblick, daß sie als einzige würdig war, meine Gattin zu werden, und daß ich Junggeselle bleiben würde, wenn ich sie nicht bekommen konnte. Ich folgte ihr auf dem ganzen Heimweg. Ich stieg in dieselbe Trambahn und setzte mich hinter sie und konnte den Blick nicht von ihrem vollkommenen Nacken wenden, dem runden Hals, den sanften Schultern, über die einige aus der Frisur gelöste Löckchen zu streicheln schienen. Ich spürte nicht das Rattern der Trambahn, ich war wie im Traum. Plötzlich glitt sie auf den Gang, und im Vorbeigehen richtete sie für einen winzigen Augenblick ihre überraschend goldfarbenen Pupillen auf mich. Ich muß ein wenig gestorben sein. Ich konnte nicht atmen, mein Herz stand still. Als ich mich wieder gefaßt hatte, mußte ich, auf die Gefahr hin, mir die Knochen zu brechen, aus der Trambahn springen und zu der Straße laufen, in die sie eingebogen war. Daran, daß ich einen fliederfarbenen Fleck in ein Portal verschwinden sah, erriet ich, wo sie wohnte. Von diesem Tag an hielt ich vor ihrem Haus Wache, wie ein herrenloser Hund schlich ich im Viertel herum, bestach den Gärtner, knüpfte mit den Dienstmädchen Gespräche an, bis ich es schaffte, mit der Nana zu reden, und sie, die heilige Frau, sich meiner erbarmte und sich bereit erklärte, Rosa die Liebesbriefe, die Blumen, die ungezählten Schachteln Anisbonbons zu überbringen, mit denen ich ihr Herz zu gewinnen versuchte. Auch Akrostichons schickte ich ihr. Ich kann

keine Verse schreiben, aber ich kannte einen spanischen Buchhändler, ein wahres Reimgenie: bei ihm bestellte ich Gedichte, Lieder, was immer, sofern nur Papier und Tinte der Rohstoff waren. Meine Schwester Férula half mir, an die Familie del Valle heranzukommen: sie war es, die eine entfernte Verwandtschaft zwischen unseren Familien entdeckte und den geeigneten Moment – nach der Messe, beim Verlassen der Kirche – zu einer ersten Begrüßung fand. An dem Tag, an dem ich ihr Haus betrat und sie in Reichweite meiner Stimme hatte, fiel mir nichts ein, was ich ihr hätte sagen können. Stumm stand ich da, den Hut in der Hand und mit offenem Mund, bis ihre Eltern, die das Symptom kannten, mir zu Hilfe kamen. Ich weiß nicht, was Rosa an mir fand und warum sie mich mit der Zeit als Gatten akzeptierte. Ich wurde ihr offizieller Bräutigam, ohne irgendwelche übernatürliche Heldentaten vollbringen zu müssen, denn trotz ihrer unmenschlichen Schönheit und ihrer ungezählten Tugenden hatte Rosa keine Bewerber. Ihre Mutter gab mir die Erklärung dafür. Kein Mann, sagte sie, fühle sich stark genug, sein Leben lang Rosa gegen die Begehrlichkeit der anderen Männer zu verteidigen. Viele seien um sie herumgeschlichen und hätten ihretwegen den Verstand verloren, aber ehe ich am Horizont aufgetaucht sei, habe sich keiner entschlossen. Ihre Schönheit schüchtere ein, deshalb bewunderten die Männer sie von ferne, ohne näherzukommen. Daran, ehrlich gesagt, hatte ich nicht gedacht. Mein Problem war, daß ich keinen Peso besaß. Aber ich hielt mich für fähig, durch die Kraft der Liebe ein reicher Mann zu werden. Ich sah mich nach einem Weg um, der mich in den Grenzen der Anständigkeit, zu der ich erzogen worden war, rasch zum Ziel führen konnte, und sah, daß ich Beziehungen, ein Fachstudium oder ein Kapital gebraucht hätte. Einen angesehenen Namen zu haben reichte nicht aus. Hätte ich das Geld für die Anfangseinsätze gehabt, hätte ich vermutlich auf Würfelspiele oder auf Pferde gewettet; da ich es nicht hatte, mußte ich an eine Arbeit denken, durch die ich rasch zu Geld kommen konnte, und sei sie noch so riskant. Gold- und Silberminen waren der Traum eines jeden Abenteurers. Sie konnten einen ins Elend stürzen, an Tuberkulose sterben lassen oder zum mächtigen Mann machen. Es war Glückssache. Aufgrund des guten Rufs, in dem der Name meiner Mutter stand, erhielt ich eine Konzession auf eine Mine im Norden, und dies wieder bewog eine Bank, mir Kredit zu geben. Ich hatte den festen Vorsatz, auch das letzte Gramm des edlen Metalls aus der Mine herauszuholen, und wenn ich den Berg mit den Händen umgraben und das Gestein mit Fußtritten zermahlen müßte. Für Rosa hätte ich das und noch mehr getan.

Ende Oktober, als die Familie bezüglich der Absichten Pater Restrepos beruhigt war, der seine Berufung zum Inquisitor hatte bezähmen müssen, nachdem der Bischof persönlich ihn ermahnt hatte, die kleine Clara del Valle ungeschoren zu lassen, und als alle sich mit dem Gedanken abgefunden hatten, daß Onkel Marcos wirklich tot war, nahmen Severos politische Pläne konkrete Gestalt an. Jahrelang hatte er auf dieses Ziel hingearbeitet. Es

war ein Triumph für ihn, als sie ihn aufforderten, zu den Parlamentswahlen für die Liberale Partei zu kandidieren, als Abgeordneter einer Provinz im Süden des Landes, in der er nie gewesen war und die er auch auf der Landkarte nur mit Mühe finden konnte. Die Partei brauchte dringend Leute, und Severo war so scharf auf einen Sitz im Kongreß, daß es ihnen nicht schwerfiel, die Wähler im Süden, die einfache Leute waren, zu überreden, Severo zu ihrem Kandidaten zu ernennen. Der Antrag wurde unterstützt durch ein riesiges, rosiges gebratenes Schwein, das die Wähler der Familie del Valle ins Haus schickten. In einer Garnitur von Tomaten ruhte es auf einem großen Holzteller, duftend und glänzend, ein Petersiliensträußchen im Maul und eine Karotte im Hintern. Es hatte am Bauch eine dicke Naht, und innen war es mit Rebhühnern gefüllt, die ihrerseits wieder mit Kirschen gefüllt waren. In Begleitung des Schweins kam eine Karaffe, die eine halbe Gallone vom besten Schnaps des Landes enthielt. Der Gedanke, Abgeordneter oder, noch besser, Senator zu werden, war ein Traum, den Severo lange gehegt hatte. Um dieses Ziel zu erreichen, hatte er durch das Anknüpfen von Kontakten und Freundschaften, durch Unterredungen, diskrete, aber wirksame Auftritte in der Öffentlichkeit, durch Geld und Gunstbeweise für die geeigneten Personen im richtigen Moment gründlich vorgearbeitet. Die Provinz im Süden, wengleich abgelegen und unbekannt, war das, was er sich erhofft hatte.

Das mit dem Schwein war an einem Dienstag. Am Freitag, als von dem Borstentier nur noch die Haut und die Knochen übrig waren, die Barrabas im Hof abnagte, verkündete Clara, daß es im Haus abermals einen Toten geben werde.

»Aber es wird ein Tod aus Versehen sein.«

Am Samstag schlief sie schlecht und erwachte schreiend. Die Nana gab ihr Lindenblütentee, und niemand kümmerte sich weiter um sie, weil alle mit den Vorbereitungen für die Reise des Vaters in den Süden beschäftigt waren und weil Rosa die Schöne am Morgen mit Fieber erwacht war. Nívea ordnete an, sie solle im Bett bleiben, und Doktor Cuevas sagte, es sei nichts Schlimmes, man solle ihr lauwarme, gezuckerte Limonade mit einem Schuß Likör geben, damit sie das Fieber ausschwitze. Severo sah nach seiner Tochter und fand sie mit rotem Gesicht und fiebrigen Augen tief vergraben in den butterfarbenen Spitzen der Laken. Er brachte ihr eine Ballkarte als Geschenk und ermächtigte die Nana, die Karaffe aufzumachen und Schnaps in die Limonade zu gießen. Rosa trank die Limonade, wickelte sich in ihren Wollschal und schlief neben Clara, mit der sie das Zimmer teilte, sofort ein.

Am Morgen des tragischen Sonntags stand die Nana wie immer früh am Morgen auf. Ehe sie zur Messe ging, bereitete sie in der Küche das Frühstück für die Familie vor. Der Holz- und Kohleherd war am Tag zuvor geheizt worden, so daß sie an der Glut in der noch warmen Asche Feuer machen konnte. Sie setzte Wasser und Milch auf, und bis die Milch kochte, richtete sie das Geschirr her, um es ins Eßzimmer zu tragen. Sie kochte die Haferflocken, filterte den Kaffee, röstete Brot, dann machte sie zwei Tablettts fertig, eines

für Nívea, die immer im Bett frühstückte, das andere für Rosa, die als Kranke Anspruch auf dasselbe Vorrecht hatte. Das Tablett für Rosa deckte sie mit einer von den Nonnen gestickten Decke zu, damit der Kaffee nicht kalt wurde und keine Fliege hineinfiel, dann schaute sie in den Hof, um zu sehen, ob Barrabas nicht in der Nähe sei, der sie mit Vorliebe ansprang, wenn sie das Frühstückstablett trug. Da sie ihn in das Spiel mit einer Henne vertieft sah, nutzte sie den günstigen Moment, ihre lange Wanderung durch Höfe und Gänge anzutreten, von der Küche im rückwärtigen Teil des Hauses bis zum Schlafzimmer der zwei Mädchen am anderen Ende. Vor Rosas Tür zögerte sie, geschlagen von der Kraft der Vorahnung. Wie gewohnt betrat sie das Zimmer ohne anzuklopfen und bemerkte sofort, daß es nach Rosen roch, obwohl keine Rosenzeit war. Da wußte die Nana, daß ein irreparables Unglück geschehen war. Vorsichtig stellte sie das Tablett auf den Tisch und ging langsam zum Fenster. Sie zog die schweren Vorhänge auf, eine bleiche Morgensonne schien ins Zimmer. Beklommen drehte sie sich um und war schon nicht mehr überrascht, Rosa tot auf ihrem Bett liegen zu sehen, schöner denn je, das Haar endgültig grün, die Haut von der Farbe jungen Elfenbeins, die honigfarbenen Augen offen. Am Fußende des Betts stand die kleine Clara und beobachtete ihre Schwester. Die Nana kniete neben dem Bett nieder, ergriff Rosas Hand und begann zu beten. Sie betete, bis ein schrecklicher Klage-ton wie von einem Schiff in Seenot durchs ganze Haus tönte. Es war das erste und letzte Mal, daß Barrabas seine Stimme hören ließ. Den ganzen Tag über verbellte er die Tote, die Nervenkraft der Familie und der von seinem Katastrophengeheul angelockten Nachbarn aufreibend.

Doktor Cuevas brauchte nur einen Blick auf Rosas Körper zu werfen, um zu wissen, daß dieser Tod auf etwas viel Schlimmeres als ein harmloses Fieber zurückging. Er begann nach allen Seiten zu schnuppern, inspizierte die Küche, fuhr mit dem Finger über die Töpfe, öffnete Mehlsäcke, Zuckertüten, Dörrobstschachteln, schüttete alles aus und hinterließ ein Tohuwabohu wie nach einem Wirbelsturm. Er schnüffelte in Rosas Schubfächern, befragte alle Dienstmädchen einzeln, setzte der Nana mit Fragen zu, bis sie wild wurde, und schließlich führten ihn seine Nachforschungen zu der Schnapskaraffe, die er ohne weiteres beschlagnahmte. Er sprach zu niemandem von seinem Verdacht, nahm die Flasche aber in sein Laboratorium mit. Drei Stunden später kam er zurück mit einem Ausdruck des Entsetzens, der sein rötliches Faunsgesicht in eine bleiche Maske verwandelte und ihn während der ganzen schrecklichen Angelegenheit nicht mehr verließ. Er nahm Severo am Arm und zog ihn beiseite.

»In diesem Schnaps war so viel Gift, daß ein Stier daran krepirt wäre«, sagte er hinter vorgehaltener Hand. »Aber um sicher zu sein, daß dieses Gift Ihre Tochter getötet hat, muß ich eine Autopsie vornehmen.«

»Heißt das, Sie wollen sie aufschneiden?« stöhnte Severo.

»Nicht ganz. Ihren Kopf werde ich nicht antasten, nur den Verdauungsapparat«, erklärte Doktor Cuevas.

Severo erlitt einen Schwächeanfall.

Nívea war zu dieser Stunde erschöpft vom Weinen, aber als sie erfuhr, daß ihre Tochter in den Seziersaal gebracht werden sollte, fand sie mit einem Schlag ihre Energie wieder. Sie beruhigte sich erst, als ihr die Männer schworen, Rosa würde vom Haus direkt auf den katholischen Friedhof gebracht. Da war sie bereit, das Laudanum zu nehmen, das der Doktor ihr gab. Sie schlief vierundzwanzig Stunden lang.

Bei Einbruch der Nacht traf Severo die Vorbereitungen. Er schickte seine Kinder zu Bett und erlaubte den Dienstboten, sich frühzeitig zurückzuziehen. Clara, die von dem Vorgefallenen tief beeindruckt war, gestattete er, diese Nacht im Zimmer einer anderen Schwester zu schlafen. Nachdem alle Lichter gelöscht waren und das Haus zur Ruhe gekommen war, traf der Assistent von Doktor Cuevas ein, ein hagerer, kurzsichtiger junger Mann, der stotterte. Sie halfen Severo, Rosas Leichnam in die Küche zu tragen, sie legten sie liebevoll auf die Marmorplatte, auf der die Nana gewöhnlich den Brotteig knetete und Gemüse putzte. Severo hatte einen starken Charakter, aber mit anzusehen, wie sie seiner Tochter das Nachthemd auszog und ihre blendende, sirenenhafte Nacktheit erschien, konnte er nicht ertragen. Schwankend, schmerztrunken ging er hinaus und brach im Salon, wimmernd wie ein Kind, zusammen. Auch Doktor Cuevas, der Rosa bei ihrer Geburt gesehen hatte und sie wie die Innenfläche seiner Hand kannte, erschrak, als er sie ohne Kleider sah. Der junge Assistent fing noch in den folgenden Jahren jedesmal vor Aufregung zu keuchen an, wenn er sich des unglaublichen Anblicks erinnerte: Rosa, schlafend, nackt auf dem Küchentisch, mit ihrem langen Haar, das wie eine Pflanzenkaskade auf den Boden herabfiel.

Während sie ihr schauriges Werk verrichteten, warf sich die Nana, des Weinens und Betens müde und im Vorgefühl, daß im dritten Hof, ihrem Bereich, etwas Seltsames geschah, einen Schal über und verließ ihr Zimmer, um durchs Haus zu gehen. In der Küche sah sie Licht, aber Türe und Fensterläden waren geschlossen. Sie ging weiter durch die stillen, kalten Gänge, alle drei Teile des Hauses durchquerend, bis sie an den Salon kam. Durch die halb offene Tür sah sie ihren Herrn, der mit trostloser Miene im Zimmer auf und ab ging. Das Kaminfeuer war erloschen. Die Nana trat ein.

»Wo ist Rosa?« fragte sie.

»Doktor Cuevas ist bei ihr, Nana. Bleib hier und trink einen Schluck mit mir«, bat Severo.

Die Nana blieb stehen, mit gekreuzten Armen den Schal auf der Brust festhaltend. Severo deutete aufs Sofa, und schüchtern trat sie näher. Sie setzte sich neben ihn. Es war das erstemal, seit sie in diesem Haus lebte, daß sie ihrem Herrn so nahe war. Severo goß jedem ein Glas Jerez ein und trank seines auf einen Schluck aus. Er vergrub den Kopf in seinen Fingern, raufte sich das Haar und murmelte zwischen den Zähnen eine unverständliche, traurige Litanei. Die Nana, die steif auf dem Sofarand gesessen hatte, entspannte sich, als sie ihn weinen sah. Automatisch streckte sie die Hand aus und strich